

Unter den Gegnern der Mysterien werden auch die Kirchenväter erwähnt, so z. B. sagt selbst Clemens Alexandrinus, der sonst die griechische Philosophie so hoch in Ehren hält, von den Mysterien, dass sie den Keim des Verderbnisses unter das Volk streuen. Richtig bemerkt der Verfasser, die Kirchenväter konnten vom christlichen Standpunkte aus über heidnische Institutionen, die sie zu bekämpfen hatten, im Allgemeinen nicht anders sprechen; aber das hinderte sie nicht, gelegentlich in ihren Werken sich auch auf orphische Lehren zu berufen. Die Dissertation ist mit vielem Fleiss geschrieben, die Darstellung fliegend und klar. Auch die Mysterien beweisen, wie überhaupt die Mythologie, dass der bessere Kern des Heidenthums dem religiösen Bewusstsein der Urtradition entstammt und der pure Naturalismus nicht im Stande ist, eine befriedigende Erklärung zu bieten.

W.

Rhaban Maurus.

Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im Mittelalter, von Oberlehrer Dr. Richter. 4^o. 22 S.

Das ist der Titel einer wissenschaftlichen Abhandlung, welche zu Ostern 1882 dem Programme der Realschule I. Ordn. zu Malchin (Mecklenburg) beigegeben wurde. Der Verfasser sucht im Allgemeinen seinem Thema gerecht zu werden und lobt den Rhaban als «den grossen Lehrer der Deutschen.» Rhaban ist ihm (S. 22) »in Deutschland der erste bedeutende Mann, welcher den Reigen dieser (löblichen) Gelehrten und Pädagogen eröffnet, und der Geburtstag dieses mittelalterlichen praeceptor Germaniae, den die Schule von Fulda an jedem 4. Februar festlich begeht, sollte daher für alle deutschen Schulen ein Fest- und Gedenktag sein.» —

Diese gute, dankbare Gesinnung wird in 8 Capiteln durch manche interessante und lehrreiche Stelle aus den Schriften (bes. de instit. cleric.) und Briefen Rhabans begründet und gestützt. Daneben aber läuft eine Menge verkehrter Anschauungen und irrthümlicher Auffassungen her über alles, was echt katholisch ist. Diese erstaunliche Unwissenheit in katholischen Dingen zeigt sich schon in dem «Geburtstag am 4. Februar. Der gelehrte Mann weiss nicht, dass dies natalis in der katholischen Kirche den Sterbetag bezeichnet. Die Gründe hiefür kann er wohl noch weniger fassen, da es ihm überaus schwer, ja unmöglich wird, so recht voll und ganz in die Ansichten der grossen Christen der Vergangenheit über die Bestimmung des Menschen, der Welt, des Unterrichts und der Erziehung einzugehen. Er kann (S. 7 und 16) den scheinbaren Widerspruch nicht begreifen, wie diese Männer eine so grosse Weltkenntnis

und Liebe zur weltlichen Wissenschaft mit so grosser und entschiedener Weltverachtung zu vereinigen im Stande waren. Es kommt ihn «ein Grausen» an, wenn er hört, dass Künstler und Gelehrte nach der Benedictiner-Regel «von ihrer ars hinweggerissen würden», sobald sie dem Stolze verfielen, «mit dem das Wissen den Menschen erfüllen solle. Namentlich diese Regel ist ihm ein Stein des Anstosses. Er hat sie zwar schwerlich jemals gesehen: denn er citirt aus derselben nur canones; nach ihm heisst es darin, dass der «unbedingte Gehorsam», den man den Oberrn leistet», Gott geleistet wird, — dass die weltlichen Wissenschaften nur ein Anhängsel der theologischen Bildung seien, — dass bei Tisch immer nur dieselben heiligen Schriften gelesen würden u. s. f. Ja er leistet sich (S. 15) die kolossale Lächerlichkeit, dass er meint, «für Narrheiten und Worte, die das Lachen erregen», sei von der Regel «aeterna clausura als Strafe angedroht»!! Und er bedauert vielfach den liebevollen Rhaban, der mit diesen und andern rohen, die Individualität der Kinder nicht achtenden Strafbestimmungen offenbar in Collision kam, indem dieser weise Lehrer einerseits die Regel nicht verletzen wollte, andererseits das Unpassende, Ungenügende, Geist und Willen Tödtende und Barbarische derselben gern vermieden hätte. Wenn dieser gelehrte Richter Recht hat, so hat (S. 14) die Benediktinerregel «in der That für den wichtigsten Punkt einer rationellen Erziehung kein Verständniss». Die Benediktinerschulen erzogen daher, nach diesem Richter, nur «mit einem mechanischen Schematismus, der zuweilen in Barbarei ausartete», — setzten «mehrentheils an die Stelle der selbstthätigen Geistesarbeit ein energieloses Memoriren des verlangten Materials», und huldigten «jenem geistlosen Cultus, dessen erschlaffende Wirkung man heute noch beim Hersagen der Litaneien wahrnehmen kann». Er bedauert es höchlich, dass «der fröhliche Gedankenaustausch der Jugend» durch die Regel gestört wird, weil «dem hl. Benedict das multiloquium, vaniloquium und maliloquium zuwider ist.» In der Schule des Herrn Richter, scheint es, dürfen diese drei edlen Eigenschaften der Jugend fröhlich blühen!

Der Beweis für unsere obige Behauptung dürfte hinreichend geliefert sein, und wir scheiden auch mit Bedauern von dieser kleinen Arbeit, denn es ist doch sehr betrübend, wenn man bei so viel anerkennenswerther Mühe und guter Gesinnung wieder auf so grobe Irrthümer stösst, welche den ganzen Anschauungskreis verwirren. Was Richter an den Alten tadelt, das thut er selbst: er schöpft allzu wenig und allzu oberflächlich aus den Quellen selber, die zu einer solchen Arbeit nöthig wären. Er tadelt es, dass jene nicht alles, was die Classiker überliefert,

mit Geschmack und Verständnis gelesen, sondern sich vielfach an spätere Auctoren angeschlossen haben; und er selbst hat gerade diejenigen alten Schriften, über welche er richtet, entweder nicht gelesen oder nicht verstanden, — wie es denn überhaupt nicht möglich ist, alles zu lesen und zu verstehen. Ja es scheint sogar, Richter habe allzu vertrauensvoll, ohne die Quellen zu prüfen, sehr späten Auctoren nachgeschrieben; wenigstens trägt der Satz (S. 13): «wie ja schon die Sage die lernbegierige Scholastika die Schwester Benedicts sein lässt», ganz das Gepräge von Fr. Cramer, *Gesch. der Erziehung und des Unterrichtes in den Niederlanden* S. 19. Und die Citate (S. 21) über das Studium der griechischen Sprache in Bayern, — nämlich Lipowsky p. 15 und 53, sowie Rumlper p. 9 — sehen genau so aus, wie wenn Richter weder die Schriften dieser Männer je gelesen noch die Quellen derselben gekannt hätte, ganz abgesehen von dem irrigen Inhalte. Kurz, es ist schwer, ja unmöglich, über eine Welt richtig zu schreiben und zu urtheilen, die man nicht genügend kennt und mit der man nicht lebt.

P. B. B.

Melchior Paul v. Deschwanden.

Ein Leben im Dienste der Kunst und der Religion. — Von Dr. P. Albert Kuhn. Einsiedeln, Benziger 1882. 8. 296 S. Preis: 8 M.

Unter allen Künstlern der neuesten Zeit wird keiner genannt werden können, dessen Name so allgemein bekannt, dessen Bilder so vielfach verbreitet, dessen Andenken so gesegnet wäre, wie dies bei Paul Deschwanden der Fall ist. Man darf ja behaupten, dass fast in jeder christlichen Familie irgend ein Bild von der Hand dieses Meisters zu finden ist. Desshalb darf man um so mehr hoffen, dass das herrliche Buch, welches der bekannte Aesthetiker und Kunsthistoriker Dr. Albert Kuhn, Conventual des Benedictinerstiftes Maria Einsiedeln, uns über Deschwanden geschrieben hat, von allen Gebildeten freudig aufgenommen und mit grossem Interesse gelesen werden wird. Namentlich wird kein christlicher Künstler und kein Verehrer der christlichen Kunst sich der Lectüre dieses Werkes entschlagen dürfen, welches uns Einsicht vermittelt in das Leben und Schaffen des vielgeschäftigen und unermüdet thätigen Pflegers der echt christlichen und kirchlichen Malerei.

Es bedarf keines Beweises, dass gut geschriebene Monographien ganz vorzügliche Hilfsmittel für das Studium der Geschichte überhaupt sind, dass dies aber im eminenten Sinne auf dem Gebiete der Kunstgeschichte Geltung hat. Man wird einen viel tieferen Einblick in das Wesen der Kunst gewinnen, wenn man einen tüchtigen Meister in seinem Schaffen beobachten